

Wolfgang Ludwig Zivi aus Müllheim

Beitrag aus

Schuhbauer, Rolf: „Nehmt dieses kleine Heimatstück“ Spuren und Stationen der Leidenswege von Müllheimer und Badenweiler Juden zwischen 1933 und 1945, Edition Isele, 2001, S. 137 – 141.

Ergänzung durch Rolf Schuhbauer, 3. 10. 2004.

Bruchstücke – Fünfter Teil: Der karierte Mantel

Der folgende Text ist ein Auszug aus dem umfangreichen Bericht, den Lou W. Zivi, New Jersey, im Jahr 1987 bei einem Besuch in Müllheim auf Band gesprochen hat.⁴⁰ Seine Übertragung aus dem Englischen besorgte U. Tromm.

Den hier wiedergegebenen Ereignissen ging voraus, daß 1939 das Geschäft seines Vaters (Farben und Lacke) zwangsarisiert wurde und die bisherige Wohnung in der Parkstraße aufgegeben werden mußte. Die vier Mitglieder der Familie Hugo Zivi wurden zusammen mit anderen in das jüdische Gemeindehaus einquartiert. Um die drangvolle Enge etwas erträglicher zu machen, entschloß man sich, die Kinder Rolf (sieben Jahre) und Wolfgang, wie der damals zehnjährige Lou in Deutschland noch gerufen wurde, zu Verwandten ins Elsaß zu schaffen. Am 24. Juni 1939 wurden die beiden polizeilich »als Auswanderer« nach Colmar abgemeldet.

Das Gepäck mit den Kleidern war schon vorausgeschickt worden, und so hatten Rolf und ich jeder nur eine Tasche zu tragen, als wir bei Breisach über die Grenze gingen, wo wir mitten auf der Rheinbrücke mit unseren Verwandten und Freunden zusammentrafen. Man hat uns Brüder getrennt untergebracht. Rolf kam nach Herrlisheim, die Leute dort waren Cousins meines Vaters und hießen Edgar und Alice Weil und hatten zwei Kinder, ich kam zu deren Mutter nach Colmar, einer Frau Hermine Schick, einer Schwester meiner Großmutter, die aus Ihringen stammte.

Dort wurden wir also vom Ausbruch des Krieges überrascht und saßen fest; wir hatten auch keine Ahnung, was zwischenzeitlich in Müllheim geschah. Als 1940 dann für die Elsässer der Krieg bedrohlichere Formen annahm, zog Frau Schick mit mir von Colmar weg nach Urbès, wo die Familie seit vielen, vielen Jahren ein Haus besaß. Es war ein langgestrecktes, weitläufiges

Gebäude, in dem es viel Platz gab, aber es wohnten auch viele Leute darin. Ich kam mit Frau Schick nicht so gut zurecht; sie hatte zwar genügend Wohnraum für sich zur Verfügung, aber ich mußte bei einer anderen Familie im Haus wohnen, da sie den Platz bei sich für die Verwandten aus Herrlisheim reservieren wollte, falls die auch nach Urbès kämen. Wie auch immer, die Leute, bei denen ich wohnte, sie hießen Welcker, die Großeltern Eckardt, waren christlich und sehr arm. Der Großvater war von Beruf Schuhmacher, einer von der alten Art, der die Schuhe von Anfang bis Ende selbst gemacht hat; bei ihm schlief ich im Zimmer, und mit ihm zusammen aß ich auch oft, was Frau Schick nicht gerne sah, denn das Essen war natürlich nicht kosher. Andererseits war sie nicht imstande, mich mit Essen zu versorgen, so brachten es die Umstände mit sich, daß ich mich mehr bei Welckers als bei ihr aufhielt.

Nach den ersten Schüssen über den Rhein hinweg verließen auch die Herrlisheimer Verwandten ihren Heimatort und kamen in Urbès vorbei, um weiter ins Landesinnere, nach Südfrankreich, zu flüchten, und eines Tages kamen auch die Colmarer und nahmen ihre Mutter, Frau Schick, mit. Ich war damals irgendwo im Ort, und sie warteten nicht auf mich, sondern ließen mich einfach zurück. Vielleicht dachten sie, wenn ich irgendwie hier bliebe, könnte ich schon mehr oder weniger für mich sorgen und selbst sehen, wie ich mich durchschlüge. Ich besaß damals nur einen Laib Brot und fünfzig Francs und war froh, daß mich die Welckers zunächst einmal bei sich aufnahmen. Sie waren sehr gut zu mir.

Zu meinen Eltern hatte ich den Kontakt ganz verloren, vermutlich schon vom Zeitpunkt des Einmarsches der Deutschen an. In geringem Maße bestand wohl eine Verbindung mittels meiner Tante Laura via USA; sie schickte von Zeit zu Zeit Dollars, die im Umtausch 43 Francs pro Dollar brachten; vielleicht gab es da auch noch einen Kanal über die schweizerischen

Verwandten, ich weiß das nicht mehr und habe als Kind da auch zu wenig mitgekriegt. Nun war in dem alten Haus unten ehemals ein Metzgerladen gewesen. Meine Verwandten hatten sich recht gut mit Vorräten eingedeckt und sie dort gelagert, aber bei der Flucht zurückgelassen, Büchsen, Öl und solche Dinge. Die haben die Leute im Haus schließlich an sich genommen, das heißt, lange Zeit wollten sie sie nicht anrühren, ich habe ihnen zugeredet, da wir annahmen, daß meine Verwandten nicht mehr zurückkämen.

Und dann kamen die Deutschen. Sie rückten von zwei Seiten, von Osten und Westen, heran, und ein weiterer Truppenteil kam von hinten aus einem Ort, der Mollau heißt, und aus dem Ort Storckensohn. Sie besetzten die Anhöhen, feuerten einmal über das Tal hinweg, und die Franzosen gaben auf, ihre Verteidigung hatte sowieso nur aus einem kleinen Geschütz, einem umgestürzten Wagen und hölzernen Barrikaden bestanden, die die Deutschen aufhalten sollten. Die Gefangenen wurden auf dem Schulhof gesammelt, es gab kein »Hände hoch« und so, sie sollten sich einfach da hinsetzen, und das taten sie auch.

Die Fronttruppen rückten allerdings bald weiter, und die neuen Mannschaften waren ältere Männer. Es waren auch nicht so viele, ich weiß nicht einmal, ob in Urbès selbst eine Besatzung lag, der Ort war nicht wichtig, und das Elsaß war ziemlich deutsch eingestellt. Auf jeden Fall begannen die Soldaten, die Gegend von Blindgängern und Munition zu säubern, es lagen da auch einige Gewehre rum, eines habe ich auch abgefeuert, bekam aber einen mächtigen Schreck, als ich den Rückstoß spürte, und hab's dann kein zweites Mal mehr versucht. Also, das ging bald alles in einen sehr geordneten Zustand über.

Bevor die Deutschen kamen, war ich in Urbès in die Schule gegangen. Es gab da zwei Abteilungen: die Mädchen, die bei Nonnen Unterricht hatten, und die Buben, für die ein Schulmeister da war, sämtliche Altersstufen waren in einer Klasse zusammen. Die Unterrichtssprache war französisch; ich habe da noch wenig verstanden, weil ich erst anfang, die Sprache zu lernen. Aber bis auf einen Franzosen, den ich nicht verstand, waren alle Schüler Elsässer, und sie sprachen elsässisch, die verstand ich

natürlich. Auch der Lehrer war Elsässer, er war in Ordnung und hat mir später mit seinem Rat sehr geholfen. Aber zunächst einmal war keine Schule, vielleicht weil die französischen Ferien länger dauerten.

Der Schullehrer, der gleichzeitig ein Gemeindebeamter und stellvertretender Bürgermeister war, sagte dann irgendwann, daß er mich als Jude melden müsse und zu erwarten sei, daß man mich aufgreifen würde. Er sagte das nicht zu mir, aber zu den Welckers, bei denen ich immer noch wohnte. Wir warteten darauf, glaubten aber schließlich nicht mehr daran, da längere Zeit – eine Woche lang, zehn Tage, vielleicht zwei Wochen lang – nichts passierte.

Eines Morgens war ich mit einer Tochter von Welckers, sie war etwas älter als ich, im Wald, Beeren suchen, und auf dem Heimweg erfuhren wir, daß jemand wegen mir da gewesen war und daß sie wieder kommen würden. Mein ganzes Gepäck war schon gepackt. Ich hatte schon einmal gesagt, daß die Welckers arme Leute waren, die nicht viel zu essen hatten, und so waren die Vorräte, die sie mir in den Rucksack gepackt hatten, nicht allein von ihnen, die ganze Nachbarschaft hatte für mich gespendet!

Nachmittags wurde ich dann aufgegriffen und nach Rouffach gebracht. Ich kam zum Schlafen in eine Zelle, die zu einem größeren Raum gehörte, wo einige französische Juden waren, Familien mit Kindern. Die Frauen waren besorgt, weil ich ganz alleine war, und halfen mir großartig. Dann, nach drei oder vier Tagen kamen die raus, und ich mußte noch drei oder vier Tage bleiben; das hing mit dem Verhör zusammen, das ich gleich bei meiner Ankunft über mich ergehen lassen mußte, gemeinsam mit anderen, die zur gleichen Zeit wie ich angekommen waren. Ich glaube sicher, daß ich in einer Art Sammellager war.

Ich erzählte ihnen meine Geschichte, die mir der Schullehrer eingetrichtert hatte: daß ich Deutscher sei, die Ferien im Elsaß verbracht hätte, durch den Kriegsausbruch dort festgehalten worden sei und die Papiere verloren hätte. Das letztere war ganz wichtig, denn meine Papiere durfte ich ihnen nicht zeigen, sonst hätten sie am Visum gesehen, daß ich regulär ausgewandert war,

und der Plan, zu meinen Eltern zurückzukehren, hätte nicht geklappt. Und so erzählte ich ihnen, daß meine Verwandten mich im Stich gelassen hätten, und ich erzählte dies mit voller Absicht, da wir annahmen, daß ihnen diese Sache gefallen würde und sie mir desto eher die Geschichte glauben würden. Und so war es auch. Sie sagten, daß der Offizier, der mich abgeholt hatte, den Welckers versprochen habe, mich meinen Eltern zurückzubringen, und ich sagte, daß ich da auch wirklich hinwolle. Schließlich meinten sie: »Gut, wir haben nicht den Auftrag, deutsche Juden einzusperren, wir sollen französische Juden aufgreifen!«

Ich wurde dann von einem SD-Offizier, der nach Freiburg auf Heimaturlaub fahren wollte, mitgenommen, und zwar zunächst nach Müllheim, da dies ja der Ort meiner Abreise war. Wir fuhren bei Neuenburg über die Pontonbrücke. Ich sah, wie am Müllheimer Bahnhof gerade eine Gruppe französischer Kriegsgefangener verladen wurde, und dann fuhren wir direkt zum jüdischen Gemeindehaus – ich nehme an, der Offizier hat sich vorher telefonisch erkundigt, wo er mich hinfahren muß.

Also fuhren wir zum Gemeindehaus, aber da war niemand mehr, es war leer. Ich bekam furchtbare Angst, da der SD-Offizier mich ja nun für einen Lügner halten mußte und ich nicht wissen konnte, wie er reagieren würde. Da sah mich Else M. von der Bäckerei gegenüber zusammen mit den SS-lern, und sie kümmerte sich um die Sache, kam rüber und wollte wissen, was das alles zu bedeuten habe. Sie berichtete dann, daß meine Eltern inzwischen in Freiburg wohnten, sie wolle aber, wenn sie dürfe, mitkommen, da sie die Adresse wüßte. So fuhren wir in die Starkenstrasse nach Freiburg, wo meine Eltern seit einiger Zeit zur Untermiete im Haus Nr. 37 wohnten. Das Haus gehörte noch einer Frau Bloch, ich glaube, sie war aus Ibringen, aber sie war nicht daheim und meine Eltern waren auch nicht daheim, es war nur eine christliche Haushälterin da, die ein wenig über mich Bescheid wußte, sehr verblüfft war, aber anbot, daß ich bei ihr bleiben solle, sie würde für alles weitere sorgen. Doch der Offizier lehnte ab, er brauche eine Quittung von meinen Eltern, daß er mich ordnungsgemäß übergeben habe, und fuhr zu seinen eigenen Eltern, die irgendwo in einem anderen Stadtteil von Freiburg

wohnten. Ich blieb mit dem Fahrer und Else im Auto und sie berichtete mir später von einem Gespräch, bei dem anscheinend der Fahrer gesagt haben soll: »Was plagen wir uns mit ihm rum, wir erledigen ihn und vergessen die Sache!«

Ich hab das selbst nicht gehört und kann's mir auch nicht vorstellen, daß ein Chauffeur, ein Unteroffizier oder Gefreiter vielleicht, einen solchen Vorschlag einem Offizier im Range eines Majors oder so ähnlich gemacht haben könnte. Nicht zu diesem Zeitpunkt und nicht in Freiburg! Aber wie auch immer, eine Art »Retterin« war Else für mich doch. Denn sie kam mit und hat dafür gesorgt, daß ich richtig meinen Eltern übergeben werden konnte. Auf jeden Fall brachte sie es fertig, daß wir noch einmal in die Starkenstrasse zurückfuhren und unterwegs, in der Karlstrasse, sah ich jemanden, einen Mann und eine Frau, von hinten, und die Frau hatte einen Mantel an, der war rot, weiß, blau kariert; einen solchen Mantel gab es bestimmt kein zweites Mal in Freiburg, ich hatte mir das Muster ganz fest eingeprägt, er gehörte meiner Mutter.

Der Offizier ließ anhalten, »da ist jemand für Sie im Auto«, meine Mutter kam heran, sah mich, ich kann das alles nicht beschreiben, was ich, wir alle in diesem Moment fühlten. Sie bat einsteigen zu dürfen, und zusammen fuhren wir zur Wohnung, wo ich ordnungsgemäß übergeben wurde. Else M. blieb noch etwas bei uns und fuhr dann nach Müllheim zurück, ich weiß nicht mehr wie. Und von da an war ich dann wieder bei meinen Eltern.

Die neue Geborgenheit dauerte allerdings nicht lange, denn zwei Monate später wurde die Familie in das Lager Gurs am Rand der Pyrenäen deportiert, was für Wolfgang kaum weniger traumatisch war als alles bisherige, wie man im Kapitel »Entscheidung auf der ›Guinee‹« nachlesen kann. Trotz alledem schufen die hier geschilderten Ereignisse die Voraussetzung dafür, daß Wolfgang die Möglichkeit des Überlebens hatte. Einer von wenigen. Und er kam 1987, Müllheims Einladung Folge leistend, zurück. Der Besuch war mehr als nur

Habe in Freiburg ersteigert hatten. In ihm stand der Name – steht noch heute – »Hugo Zivi, Müllheim«. Ein Foto, das wir Wolfgang ohne jede Erklärung nach Amerika schickten, kommentierte er: *Es sieht so aus wie das Buffet, das damals im Wohnzimmer meiner Eltern stand, nur habe ich es viel größer in Erinnerung.* Und dann, als ihm die näheren Umstände bekannt wurden: *Welch eine erstaunliche, fast unglaubliche Geschichte. Eine Odyssee! Ich bin froh, daß es noch da ist und einen guten Ort gefunden hat bei Leuten, die seine Herkunft kennen und seine Geschichte wertschätzen. Und auf welch wunderbar seltsame Weise wurde es identifiziert, welche Verknüpfungen! Nun ist es zu einem »lebenden« Symbol geworden. Und Dein Vortrag vor Deinen Schülern hat dies ermöglicht. Danke, danke auch an Deine Schülerin und*

ihre Familie, der wir alles Gute wünschen. Ich bin froh, daß nach diesen schrecklichen Ereignissen vor rund fünfzig Jahren wenigstens einige Körnchen Gutes nachgekommen sind und daß vielleicht wir in einer gewissen Weise dazu beigetragen haben.

Ich verstehe die Bedeutung der Mahnung in Hebels »Der Husar in Neiß«, aber ihr Sinn ist ein wenig anders, als er ihr meistens gegeben wird. Diese Leute sollen das Buffet haben – sie schätzen seine Vergangenheit und respektieren es. Und wir haben die große Genugtuung zu wissen, daß etwas von uns in der alten Heimat noch lebendig ist und daß es in guten Händen ist.

Die erwähnte Geschichte Johann Peter Hebels endet mit einem »Merke: Es gibt Untaten, über die kein Gras wächst«.

Bruchstücke - Fünfter Teil: Der karierte Mantel - Ergänzung 3. 10. 2004

..... (*Das Kapitel endet:*) Die erwähnte Geschichte Johann Peter Hebels endet mit einem „Merke: Es gibt Untaten, über die kein Gras wächst“.

Nun sind wir realistisch genug, nicht daran zu glauben, dass begangenen Untaten keine neuen folgen könnten, solange darüber kein Gras wächst und wir auch kein Gras darüber wachsen lassen. So geschah es auch, daß nur ein knappes Jahr nach Wolffgangs Brief mit dem Hinweis auf Johann Peter Hebels „Merke“ ein schockierendes Ereignis deutlich gemacht hat, wie wichtig es ist, daß solche Berichte über die jüdischen Schicksale aufgeschrieben und einer möglichst großen Zahl von Menschen, jungen Menschen vor allem, zugänglich gemacht werden, um der verharmlosung der Naziverbrechen durch Neonazis jeglicher Schattierung entgegenzuwirken. Es war dies die Verwüstung des Ihringer jüdischen Friedhofs, von der wir am Wochenende des 25./26. August 1990 mit Empörung, Abscheu und Trauer erfahren mußten. Und dies hat uns um so unmittelbarer getroffen, weil dabei auch die Grabmale von Wolffgangs Urgroßeltern beschmiert, umgestürzt und zerbrochen worden sind.

Wenig später folgte eine ähnliche Verwüstung des Herrlisheimer jüdischen Friedhofs im Elsaß, wobei

ebenfalls Grabmale von Wolffgangs Verwandten geschändet wurden. Und immer wieder finden solche Friedhofsschändungen statt, zuletzt in diesem Jahr an mehreren Orten im Elsaß und hier wiederum in Herrlisheim, die deutlich machen, wie sehr in manchen Köpfen der alte Hass der Nazis noch lebendig ist.

Nach dem Besuch Wolffgangs in seiner Heimatstadt im Jahr 1987, an dem auch sein Bruder Rolf und Cousin Justin und viele andere jüdische ehemalige Müllheimer teilgenommen hatten, waren wir noch voller Hoffnung als wir einander das Versprechen gaben, „Bäume zu pflanzen“. Vieles ist seitdem geschehen und ich wage mir immer noch keine Antwort auf die Frage zu geben, ob es eine falsche Hoffnung war. Vor dem Hintergrund dieser sich ständig wiederholenden Schandtaten kann ich nur dem aus ganzem Herzen zustimmen, was Martin Ebel am 8./9. September 1990 in seinem Leitartikel in der Badischen Zeitung über die Friedhofsschändung in Ihringen geschrieben hat: „Nur wenn die toten Juden lebendig bleiben, können ihre Gräber endlich Ruhe finden.“

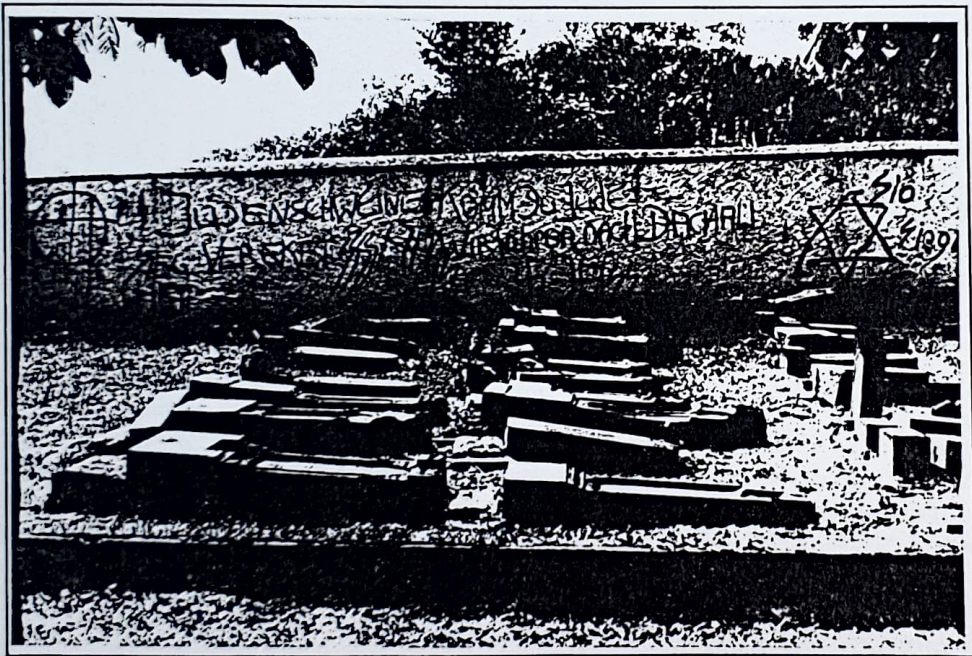


Abb 106: Der geschändete Friedhof in Ihringen. August 1990. Foto G. Boll.